

# Vorspiel – Erinnerungen eines Seelsorgers

*Teil 1 – Lübeck 1739*

*Ihr Christen kommt und tut anhören,  
Wie Satan uns sucht zu betören;  
Dass er uns bringen mag zu Fall:  
Exempel hat man abermal.*

Es war ein freundlicher Sommertag, als ich ihr das erste Mal begegnete. Martin, mein alter Freund und Kollege aus Köln, war nach Lübeck zu Besuch gekommen, um die berühmten Orgeln meiner Heimatstadt kennenzulernen. Bei der Gelegenheit wollte ich ihm, der stets vom Kölner Karneval schwärmte, zeigen, dass auch wir im Norden es verstehen, Feste zu feiern. Bislang war er felsenfest davon überzeugt, dass es in unserer Hansestadt nur steif und gesittet zuginge. Also führte ich ihn auf unseren Jahrmarkt.

Der weite Platz war derart mit Händlerbuden, Schaustellerzelten und Musikantenbühnen vollgestellt, dass es schwer fiel, sich durch den dichten Strom der Passanten hindurch zu drängen. Die Vorderreihe begann mit der Bude eines Spielzeughändlers. Seine Steckenpferde, Puppen und Kreisel zogen eine Schar von Kindern an, deren Augen glänzten. Doch nur wenige Eltern konnten sich die teuren Artikel leisten.

Gleich daneben hatte ein Musikalienhändler sein Domizil errichtet. Lauten und Flöten hingen einträch-

tig zusammen mit Trommeln und Schalmeien von einer Querstange herab. Auf dem Ladentisch lagen zwei Geigen. Eine dritte hatte ein junger Mann zur Hand genommen und begutachtete sie. Ob er das wertvolle Instrument erstehen würde?

Als nächster kam ein Tuchhändler an die Reihe. Seine Ballen von feiner Seide und kostbarem Damast in unterschiedlichen Farben lagen sauber gestapelt in Reih und Glied auf den Regalen. Von der Budendecke hingen kunstvoll gestickte Baumwolltücher und flämische Spitzendeckchen herab, um das Herz der vorbeiflanierenden Damen höher schlagen zu lassen.

In unübertreffbarem Kontrast stellte in der Nachbarbude ein Schlachter seine Ware aus. Statt der Spitzendecken hingen hier Würste und Schinken von der Dachkante. Gegenüber pries lautstark ein Fischer seinen frischen Fang. Seine Heringsfässer standen weit vor dem Stand, sodass wir fast darüber gestolpert wären und uns mit dem kräftigen Fischgeruch verpestet hätten.

Ein paar Buden weiter machte sich eine Töpferei breit. Entgegen der Marktordnung standen seine Krüge und Tonkessel mitten in der Gasse. Ein streunender Hund, der gerade eine Katze jagte, stieß eine der Tonpyramiden zum hellen Entsetzen des Handwerkers um und verschwand, einen jämmerlichen Scherbenhaufen hinterlassend.

Auch die Wahrsagerin neben ihm, eine Zigeunerin mit einer Glaskugel und einem Kartenspiel auf dem Tisch, jammerte, weil sie befürchtete, dass ihr in

dem heillosen Durcheinander die Kunden wegbleiben würden.

Aus einer Kneipe am Rand des Platzes tönte der übermütige Streit Betrunkener, begleitet vom Gejohle ihrer Zechkumpane. Der Marktaufseher schritt ein und beförderte den Rädelsführer mit einem kräftigen Tritt in den Hintern in die Gosse.

Ich muss gestehen, dass ich derlei Volksvergnügungen nicht besonders mag. Die rohe Ausgelassenheit des einfachen Volks, das Zur-Schau-Stellen von sensationslüsternen Kunststücken, die heidnischen Methoden der Wahrsager und Sterndeuter und das grobe Absingen, besser gesagt, das Grölen von gotteslästerlichen Liedern gehören nicht unbedingt in die Welt eines Geistlichen.

Aber was soll's. Ich bin wahrlich kein Kind von Traurigkeit. Denn, wie heißt es so treffend im Alten Testament, im Buch der Prediger: *Darum pries ich die Freude; denn es gibt für den Menschen nichts Gutes unter der Sonne als essen und trinken und fröhlich sein. Das begleite ihn bei seiner Mühsal die ganze Zeit seines Lebens, das Gott ihm gegeben unter der Sonne.*

Umso überraschter war ich, als ich ihre Stimme hörte, ohne dass wir die Sängerin sehen konnten. Wir standen gerade vor der Bühne eines Quacksalbers, der sich bemühte, mit seinen zweifelhaften Werkzeugen einen Patienten von seinen Zahnschmerzen zu befreien. Ich konnte beobachten, wie die Frau des Quacksalbers dem bedauernswerten Mann im Moment seiner höchsten Pein die Geldbör-

se entwendete. Diebstahl gehört wohl zur festen Nebeneinnahme eines Zahnbrechers.

Eigentlich wollte ich einschreiten, doch mein Freund Martin, der von Musik mehr versteht als ich, war auch auf den Gesang aufmerksam geworden und zernte mich am Ärmel. »Komm, Johann, das ist nichts für uns. Unsrer Zähne sind noch jung und gesund. Mich interessiert viel mehr, wo dieser wunderbare Gesang herkommt. Die Sängerin hat nicht nur Talent, sondern auch eine musikalische Ausbildung, das höre ich sofort.«

*Aus dem Mecklenburger Lande  
Kam ein Mädchen; frühe schon  
Trat sie auf dem Weg der Schande,  
Scheuend nicht der Sünde Lohn.  
Ihres Falles Zeuge, lebte  
Ihr ein Kind im Heimatsort,  
Drum sie in die Fremde strebte,  
Und nach Hamburg ging sie fort.*

Also ließen wir den Zahnklempner stehen und bogen in eine Seitengasse ein. Dort sahen wir sie. Die Bänkelsängerin hatte ihren Standort klug gewählt. Sie stand auf einer Art Fußbank vor einer laubenähnlichen Arkade. Dadurch wurde ihr Gesang auf natürliche Weise verstärkt, sodass sie selbst die leisen Stellen ohne Klangverlust singen konnte.

Sie war mit einem offenherzigen Mieder bekleidet, der die Augen der Männer auf sich zog. Geschickt verstand sie es, ihr langes blondes Haar im Takte der Melodie zu wiegen.

*Doch dem Leichtsinne blieb ergeben  
Sie auch hier; es naht der Tag,  
Wo aufs Neu ein zweites Leben  
Sollte künden ihre Schmach.  
Niemand ahnte ihr Vergehen,  
Ihre eigne Mutter nicht;  
Drauf, dass niemand es sollt sehen,  
War ihr Sinnen nur gericht.*

Ganz im Banne dieser sonderbaren Musik traten wir näher. Ein Laufbursche hielt mir sogleich einen Stapel Programmhefte und einen verdammt echten Klingelbeutel unter die Nase. Gott weiß, aus welcher Kirche er ihn gestohlen hatte. »Weil Sie's sind, Hochwürden, nur einen halben Taler das Heft.«

Ich warf ihm einen Taler in den Beutel und nahm mir ein Heft, das auch den Text des Liedes enthielt. *Friederike von Pentz, Sängerin, und Christian Seecki, Kriegsversehrter und Lieutenant außer Dienst, sowie Maler der Bildtafeln, geben sich die Ehre, Ihnen die schaurige Ballade vom zerschnittenen Kind vorzustellen, welches von der Mutter, einem Dienstmädchen in Hamburg, nach der Geburt zerstückelt und in ein Klosett geworfen wurde. Nach einer wahrhaftigen Begebenheit und zu Ihrer Erbauung, und in aller Bescheidenheit zur frommen Belehrung in kunstvollen Gemälden, ergreifenden Reimen und lieblicher Melodie vorgetragen.*

*Als das Kind zur Welt gekommen,  
Hat sie sonder Furcht und Scheu  
Sich ein Messer hergenommen,  
Fühlend weder Angst noch Reu.  
Ihrem Kind die Arm und Beine  
Und den Kopf selbst schnitt sie fort,  
Und den Rumpf in mehre kleine  
Stücke nun zerteilt sie dort.*

Friederike sang den Text auf einer volkstümlichen Melodie, deren Namen ich vergessen habe. Sie hatte eine bemerkenswert warme Stimme und traf die Töne präzise, im Unterschied zu ihren meisten Kollegen, die sich mangels Musikalität in einen diffusen, groben Sprechgesang flüchten.

Aber es war nicht nur die Stimme, die die zahlreichen Zuhörer anlockte. Das faszinierendste an ihr waren ihr Gesichtsausdruck und ihre Gestik. Ich trat ganz nahe an sie heran, um sie aus der Nähe zu beobachten. Ihre Augen hielt sie meist halb geschlossen. Bei besonders markanten Worten riss sie sie allerdings weit auf und starrte mit geistesabwesendem Blick über ihr Publikum hinweg.

Hin und wieder strich sie sich mit einer eckigen Bewegung die Haarsträhnen aus der Stirn. Ihre Mundwinkel zuckten nervös. In diesen Momenten machte sie auf mich den Eindruck einer Geistesverwirrten. Es schien, als hätte sie sich in die Rolle der Mutter versetzt, deren Schicksal sie besang, als wäre es ihr eigenes. Das machte ihren Vortrag erstaunlich authentisch. Er war beängstigend und packend zu-

gleich. Wir Zuhörer litten regelrecht mit ihr und ihrer Protagonistin.

*Und, mit Schaudern ist´s zu sagen,  
Wirft in ein Klosett sie´s nun,  
Denkt die Wasser werden tragen  
Weit weg ihr verruchtes Tun.  
Doch es stopfen sich die Röhren,  
Und sie werden untersucht;  
Männer kommen und sie stören  
Auf des grausen Unheils Frucht.*

Neben Friederike stand Seecki, ihr Partner, vor einer mannshohen Bildertafel, deren Seiten zunächst nach hinten geklappt waren. Mit einem langen Stock wendete er bei jeder Strophe ein neues Blatt nach vorn, und eine von geschickter Hand ausgeführte Zeichnung kam zum Vorschein, die das Gesungene in einer drastischen Bildsprache kommentierte.

Seecki war eine bemerkenswerte Figur. Von kräftiger, männlich-roher Statur, umgab ihn das Odium eines Frauenschwarms. Ein spärlicher Flauschbart umrahmte seine weichlichen Gesichtszüge. Schwer zu glauben, dass er einst Söldner war. Allein, sein makaber glänzender Handstumpf und eine breite Narbe auf der Stirn kennzeichneten ihn als militanten Draufgänger.

Mit theatralischen Bewegungen unterstrich er die jeweilige Szenerie. Dabei schaute er seine Zuschauer mit einem hypnotisierenden Blick an, als wollte er sie aufmuntern, in der Tragödie mitzuspielen.

Ich bemerkte, dass die einfältigsten unter den Zuschauern ihre Augen und Münder weit aufrissen, als glaubten sie, leibhaftig Zeuge der entsetzlichen Gräueltat zu sein. »So ein Weib!«, rief eine empörte Marktfrau. »An den Galgen gehört sie, so ein liederliches Weibsbild.«

*Die Verbrech´rin wird gefangen  
Und erwartet ihren Spruch;  
Bald wird Er zu ihr gelangen;  
Doch in Gottes Richter Buch  
Ist ihr Name auch getragen.  
Schwer bereue sie, dass nicht  
Wird Er einst sein Buch aufschlagen,  
Es noch härter zu ihr spricht.*

Nach dieser Strophe stieg Friederike von ihrem Podest herunter und ging, weiter singend, durch die Reihen des Publikums. Sie kam ganz dicht an mir vorbei, doch ich hatte den Eindruck, dass sie mich nicht wahrnahm. Ihre Augen glänzten vor Aufregung, aber sie schien durch mich hindurch zu sehen, als lebte sie in einer anderen Welt zu einer anderen Zeit. Stand sie unter Hypnose oder hatte sie ein berauschendes Mittel genommen? Ihr Kompagnon Seecki jedenfalls verfolgte sie mit seinem stechenden Blick, als müsste er aufpassen, dass sie keinen Fehltritt machte.



*Ihr Christen kommt und tut anhören,  
Wie Satan uns sucht zu betören.  
Und wer meint, mein Lied war gut,  
legt einen Taler in den Hut.*

Friederike stieg wieder auf ihre Bank und verbeugte sich mit einer hastigen Bewegung. Aufrichtiger Beifall schlug ihr entgegen, doch sie lächelte nicht. Mit einem ungelinken Knicks verabschiedete sie sich und verschwand hinter der Bildertafel.

So verlor ich sie aus den Augen.

Der Laufbursche drängte sich mit dem Klingelbeutel durch die Menge. Es wurde ein finanzieller Erfolg für die Bänkelsängerin. Der eine oder andere Bürger steuerte gleich mehrere Taler bei, als wollte er sich mit dem Obolus von seinen Sünden freikaufen. Einige Bürgersfrauen erwarben ein Textheft, wohl um es zur Belehrung ihrer eigenen Kinder mit nach Haus zu nehmen.

Erst später erfuhr ich, dass jene Friederike von Pentz seinerzeit ihren wahren Namen verschwieg. Sie hatte es sich angewöhnt, sich nach dem Namen ihrer Mutter zu benennen.

In Wirklichkeit hieß sie Friederike Louise von Rantzau.

\*